

Unangepasst, unbequem oder gar aufrührerisch sein, das ist für die Autorin keine Frage des biografischen oder akademischen Alters. Es ist eine professionelle Haltung, die zumindest in meinem Fach – der Soziologie – eigentlich (wieder) zum Standard oder auch zum Markenzeichen avancieren sollte: mit Methode das gesellschaftlich Selbstverständliche zu hinterfragen. Nicht dem etablierten Wissen hinterherrennen, sondern mittels Forschung eigene, neue und kritische Perspektiven auf die soziale Welt entwickeln – auch wenn sie naturgemäß nicht sofort verstanden und als relevant befunden werden können.

Das Wissenschaftliche ist privat und politisch

Menschliches und Zwischenmenschliches
hinter „objektiven“ Daten
Von Ilka Sommer

Als ich gefragt wurde, ob ich etwas für die UNIKATE-Ausgabe „Die jungen Wilden“ schreiben würde, fiel mir als erstes dazu ein, dass ich inzwischen gar nicht mehr ganz so jung und wild bin, wie ich es gerne noch wäre. Dennoch habe ich zugesagt, denn die Zuschreibung stimmt schon. Unangepasst, unbequem oder gar aufrührerisch sein, das ist für mich keine Frage des biografischen beziehungsweise hier vermutlich gemeinten akademischen Alters (Stichwort „Nachwuchs“). Es ist eine professionelle Haltung, die zumindest in meinem Fach – der Soziologie – eigentlich (wieder) zum Standard oder auch zum Markenzeichen avancieren sollte: mit Methode das gesellschaftlich Selbstverständ-

liche zu hinterfragen. Nicht dem Wissen hinterherrennen, das weitgehend als Mainstream oder Konsens gilt, das von signifikanten anderen Mitmenschen sofort verstanden und als relevant befunden wird, sondern mittels Forschung eigene, neue und kritische Perspektiven auf die soziale Welt entwickeln – auch wenn sie naturgemäß nicht sofort verstanden und als relevant befunden werden können, auch wenn sie ignoriert oder abgewehrt werden und man damit im extremsten Fall erstmal allein auf weiter Flur steht.

Die Wissenschaft gilt gemeinhin als objektivste Instanz, die die Welt zu bieten hat und besitzt aufgrund deren Autorität und Einfluss darauf,

wie wir über unsere Existenz auf unserem Planeten denken, was wir für problematisch, was für alternativlos, was für zukunftsweisend und was für völlig natürlich halten. In der Entwicklung zu Wissensdienstleistungsgesellschaften hat sie viel Konkurrenz und auch viele Sprachrohre bekommen. Nicht nur klassische Wissenschaftler*innen, sondern auch Journalist*innen, amtliche Statistiker*innen, Markt- und Meinungsforscher*innen, Politikberater*innen und andere professionelle Kommunikator*innen nehmen in Anspruch, objektives Wissen bereitzustellen, und die Veröffentlichungs- und Rezeptionsmöglichkeiten haben sich durch die Digitalisierung vervielfältigt. Während frisch ausgebildete



Ilka Sommer. Foto: Timo Bobert

Sozialwissenschaftler*innen in viele neue Erwerbsfelder strömen können, kämpft die akademische Soziologie mit Konflikten, wie man das wissenschaftliche Treiben in dieser hoch dynamischen Wissenswelt methodologisch sowie professions- und wissenschaftspolitisch auszurichten habe.

Ich spreche mich im Folgenden dafür aus, wissenschaftliche Daten und ihre Genese zu hinterfragen, um darin menschliche und zwischenmenschliche (und damit auch politische) Interaktion mit dem Forschungsobjekt zu erkennen und sie als erkenntnisleitende Ressource auch explizit offen zu legen. Damit möchte ich als allerletztes die Autorität der Wissenschaften insgesamt oder die Autorität der Soziologie im Besonderen schwächen – das Gegenteil ist der Fall. Die Tatsache an sich ist ja auch kein Geheimnis. Zu den bekanntesten Untersuchungen mit diesem Tenor gehört die von Karin Knorr-Cetina (1981) zur „Fabrikation von Erkenntnis“ im naturwissenschaftlichen Labor. Das Soziale ist danach nicht etwas, das wissenschaftliche Fakten kontaminiert, verfälscht und verzerrt (und daher als Feind zurückgedrängt werden muss), sondern etwas, das für die Entstehung von wissenschaftlicher Erkenntnis konstitutiv ist. Die Frage nach den sozialen Bedingungen der Produktion der eigenen Erkenntnis in der eigenen Disziplin wird in den Sozialwissenschaften allerdings immer noch tendenziell als Tabu-Bruch behandelt. Das hat auch Jo Reichertz (2015) mit Bezug auf die sogenannte „Forscher/innensubjektivität“ konstatiert und sich nach den Ursachen dafür gefragt. Er kommt zu dem Schluss, dass es die wirtschaftlichen Grundlagen der Disziplin bedrohe, der vielfach verinnerlichte Klassenhabitussich einer Thematisierung verschließe und der identitäre Kern der Soziologie, Soziales nur mit Sozialem zu erklären (nach Emile Durkheim) infrage gestellt werde. Die ersten beiden Punkte sind zwar

überzeugend, gleichzeitig aber hier nicht so gewichtig, weil sie mit der Positionierung und der Profilierung der Disziplin – auch gegenüber den Naturwissenschaften – zu tun haben. Der letztgenannte Punkt ist hingegen sehr bedeutsam und aus meiner Sicht ein Missverständnis von „Subjektivität“ als „Individualität“, also als etwas zutiefst Persönliches und Einzigartiges. Soziologisch ist Streitbar, ob es diese „Subjektivität“ überhaupt gibt. Wenn wir davon ausgehen, dass unser Denken, Fühlen, Meinen und Handeln in verschiedensten sozialen Kontexten, wie Milieus, Klassen, Ländern, Generationen und Geschlechtern und Ähnlichem sozialisiert ist, dann widerspricht eine verstärkte Auseinandersetzung mit dem Menschlichen und Zwischenmenschlichen in der Genese vermeintlich objektiver Daten nicht dem Prinzip, Soziales nur durch Soziales zu erklären, sondern sie führt diesen Gedanken im Grunde nur konsequent zu Ende.

Das „Soziale“ meint nicht nur unterschiedliche Kulturen, sondern vor allem auch soziale Strukturen, in denen Forschenden und Beforschten in historisch tradierten sozialen Beziehungen zueinanderstehen. Sie rahmen Forschung sowohl in ihren Voraussetzungen als auch in ihrer Antizipation von Zukunft. Ich spreche mich damit allerdings auch nicht gerade heraus für eine normative Wissenschaft aus, wie sie zum Beispiel die feministische und postkoloniale Theorie vertritt. Wer das glaubt, den muss ich leider ebenfalls enttäuschen. Es ist komplexer. Obwohl ich mich politisch tendenziell auf diese Seite schlagen würde, geht es mir in der wissenschaftlichen Praxis nicht darum, bestehende Perspektiven „ungerechter sozialer Ordnung“ zu reproduzieren und mit neuem empirischem Material zu untermauern. Es gilt zu reflektieren, wie die Unausweichlichkeit von Politik, Macht und sozialen

Ungleichheiten jeweils die eigene Wahrnehmung auf den Gegenstand (also sowohl in der Empirie als auch in der abstrakt vorgestellten sozialen Ordnung) beeinflusst (hat), welche Aspekte der Wirklichkeit dadurch womöglich unerkannt bleiben und vor allem inwieweit aus der soziologischen Forschung zu einem bestimmten Thema eine Korrektur von bisherigen Wahrnehmungen und Bewertungen erfolgen muss. Eine reflexive Soziologie, wie sie Pierre Bourdieu mit seinem Team bisher am weitesten vorangebracht hat, geht davon aus, dass zwischen den althergebrachten Dichotomien von Objektivismus und Subjektivismus soziale Relationen am Werk sind (als aufeinander abgestimmte Feld-Habitus-Beziehungen) und wir zum Zweck neuer Erkenntnis mit dem bereits vorhandenen Wissen doppelt brechen müssen. Ich weiß, dass eine solche Perspektive in der so oft nach klarer Einordnung, Bestätigung und unmittelbaren Nutzen eifernen Praxis ganz schön nerven kann. So ist das mit den jungen Wilden. Sie lassen nichts, wie es ist.

In diesem Beitrag geht es um eine bestimmte Vision von Soziologie und soziologischer Praxis, aber ich werde am Rande auch über die Inhalte meiner Forschung schreiben. Die Idee möchte ich allerdings auch nicht zu hoch hängen und den Beitrag nicht mit Schwere überfrachten. Deswegen fange ich mit einem gekürzten und aus heutiger Sicht kommentierten Erfahrungsbericht zu meiner ersten sozialwissenschaftlichen Befragung während meines Studiums an (als ich tatsächlich auch noch biografisch jung und wild war). Meine Vision von Soziologie kreist seitdem um dasselbe auch damals schon gut erkennbare methodologische Anliegen. Es handelt sich um eine Geschichte, die mit den Jahren weiter fortgeschritten ist: die Geschichte von der sozialen Konstruiertheit wissenschaftlicher Daten am Beispiel der eigenen empirischen Untersuchung.

Befragung in vollen Zügen

Düsseldorf, 12.01.2000. Es ist eisigkalt – an dieser Stelle kein Werbe-Slogan für 3-Wetter-Taft [eine Fernsehwerbung für Haarspray in den 1990ern], sondern die Umstandsbeschreibung eines Tages, an dem sich zwei verfrorene BA-Studentinnen auf den Weg machen, um ihre Interviews für Erhebungsverfahren durchzuführen. [Ja, BA, gab es damals auch schon] Aus Gründen der persönlichen Herausforderung soll es nicht auf die nächste Familienfeier, sondern auf die Straße gehen. [das hatte uns Prof. Reuband in der Vorlesung freigestellt] Wer schon mal versucht hat, bei Minustemperaturen auch nur kurz eine Telefonnummer zu notieren, kann sich mit Sicherheit vorstellen, in welcher schwierigen Situation die beiden verfrorenen Interviewerinnen mit ihren Fragebögen sind. Aber Not macht ja bekanntlich erfinderisch...

Während unsere Worte und Gedanken noch um Begriffe wie „Ausschöpfungsquote“ und „Quotenmerkmale“ kreisen, haben unsere Füße längst ihren Weg gefunden: Auf geht's zum Düsseldorfer Hauptbahnhof! Ein warmer, behaglicher Ort voller Menschen jeden Alters und jeder Berufsklasse, die alle danach gieren, von uns befragt zu werden, schien uns – gemessen an der Vorfreude, mit der wir uns in dieses Unternehmen stürzten – zu erwarten. Die flüchtige Vermutung, daß sich wohl kaum ein Düsseldorfer als begehrtes Element unserer Grundgesamtheit, an einem Mittwochnachmittag wartender Weise am Bahnhof seiner Heimatstadt aufhalten wird, läßt uns völlig kalt. Wir sind wild entschlossen diese Population auch hier ausfindig zu machen. Duisburger und Kölner liegen uns zu Füßen, sie flehen uns an und bitten und betteln darum, ihnen durch eine kleine Befragung die Wartezeit zu verkürzen. Wie kann man da noch „Nein“ sagen? Die Versuchung ist zu groß! Wir widerstehen ihr nicht und fangen

an, Nicht-Düsseldorfer zu interviewen. [gefühlstarke Metaphern, die jedwede Vorstellung von wissenschaftlicher Distanz ins Gegenteil verkehren. Muss das sein?] Nichtsdestotrotz leistet die Situation einer kleinen, aber genialen Idee Vorschub: Sie gilt den Kolonnen von heimreisenden Düsseldorfern, die wahrscheinlich am Duisburger Hauptbahnhof stehen und uns sehnsüchtig erwarten. Als erfahrene Ruhrgebiet-Düsseldorf-Pendlerinnen wissen wir natürlich, daß so eine S1 mit Abstand das langsamste und langweiligste Fortbewegungsmittel ist, das es auf dieser Strecke geben kann. [Manches ändert sich eben nicht] Wir verschwenden die Zeit nicht, sondern setzen die Interviews in der S-Bahn fort. Es sind gerade die müden Blicke, die es uns einfach machen mit den Leuten ins Gespräch zu kommen. Wir stellen den Antrag, Befragungen nur noch in S-Bahnen durchzuführen: Es ist warm, man kann sitzen und die Leute sind bereit. Was braucht der Interviewer mehr? [gendern: machte jung, wild, weiblich vor 20 Jahren offenbar selbst dann noch nicht, wenn sie sich selbst meinte; heute nicht mehr denkbar] Hin und her und wieder hin, Zug um Zug füllen wir die leeren Zeilen und Kästchen unserer Fragebögen. Am Ende stehen wir da und vergleichen unsere Ausbeute: jeder hat nur einen Düsseldorfer erwischt. Die Genialität unserer Vorgehensweise werden wir jetzt anzweifeln müssen, aber immerhin haben wir jede Menge Erfahrungen für den Bericht gesammelt.

„Seit wann leben Sie in Düsseldorf?“ – „Moment mal, ... wir wohnen schon lange hier! Wann sind wir denn eingezogen? das war als die Luise gerade geheiratet hatte ... kurz darauf ist meine Schwiegermutter gestorben ... '67 muß das gewesen sein! Wissen Sie, wir konnten uns ja vorher nie was Eigenes leisten...“ [Transkriptionsregeln kannte ich damals noch nicht]

Das war nur der Anfang. Die ältere Dame schien trotz konsequenter Bemühungen meinerseits mit der standardisierten Form des Interviews nicht so recht umgehen zu können. Statt kurzen kategorie-freundlichen Antworten bekam ich zu jeder Frage endlose Monologe. Die größte Herausforderung in dieser Situation war es, das verschwörerische Grinsen der jüngeren Frau auf dem gegenüberliegenden Vierer abzuwehren bzw. mich nicht davon anstecken zu lassen.

Der andere Extremfall war eine Münchenerin. Das ihr eigene Phänomen war, daß sie mit allem „sehr zufrieden“ war und das schon bevor sie sich überhaupt angehört hatte um welchen speziellen Fall es sich gerade handelte. Ihre Sätze fingen fast alle an mit: „Bei uns in München...“ Ich gebe zu, daß ich ein wenig Mühe hatte, sie ernst zu nehmen und gelassen die Fragen durchzuarbeiten. Sollte man dieses vermutlich verzerrte Antwort-Verhalten nun als Akquieszenz bezeichnen oder war es vielleicht mein Interviewermerkmal Nordrhein-Westfale, das aufgrund des Einflusses auf der Beziehungsebene zu derartigen Reaktionen führte?

[...] Das Ansprechen der Befragten war in der S-Bahn sehr leicht, da man sie ja von keiner anderen Tätigkeit abhielt. Das auswendig gelernte Sprüchlein wurde also schon bald überflüssig bis lächerlich. [...] Bei der Formulierung der Fragen ergaben sich Probleme, die an dieser Stelle erwähnenswert sind:

- Es sei nicht angegeben, ob die Zufriedenheit mit dem Angebot an Arbeit und Wohnung persönlich zu verstehen sei (d.h. ob man mit der eigenen Arbeit und Wohnung zufrieden ist) oder eher allgemein. Vermutlich ist letzteres gemeint, doch in diesem Fall wurde angemerkt, daß man die Situation nicht so sehr im Blick habe, als daß man dazu etwas sagen könnte.

• *Ganz ähnlich war der Umgang mit der Politiker-Frage. Tatsächlich gibt es zwischen der Bewertung von 1-6 und der Rubrik „Kenn ich nicht“ noch eine dritte Alternative, nämlich: „Ich kenne den zwar, aber ich beschäftige mich so wenig mit Landespolitik, ich kann gar nicht sagen wie gut oder schlecht der ist!“ Meiner Ansicht nach sollte eine solche Aussage nicht unter die Kategorie „Meinungslosigkeit“ fallen, da ich es sehr positiv einschätze, wenn die Leute etwas vorsichtiger in ihrer Urteilsbildung sind und sich nicht unbedingt von aktuellen Medienberichten bzw. dem öffentlichen Image eines Politikers beeinflussen lassen. Die Antworten fielen entsprechend beliebig aus: „Ach, schreiben Sie einfach mal 3!“ [...]*

• *Die Fragen zu früheren Interviews (ab Frage 30) waren für mich und scheinbar auch für die Befragten relativ ermüdend. Fast niemand konnte sich an genaue Situationen erinnern, das Resultat waren grobe Schätzungen und generete Blicke. Ein Befragter erklärte ziemlich anschaulich: „Ob man angesprochen wird mit: ‚Hasse ma‘ ‘ne Mark?‘ [das war kurz vor Euro] oder mit: ‚Hätten Sie etwas Zeit für ‘ne Umfrage?‘ macht fast keinen Unterschied. Man vergißt es im nächsten Augenblick ohne sich bewusst zu sein, warum man abgelehnt hat.“*

[...] Es fiel mir schwer, mich loszulösen von meiner eigenen Sprache und meinen normalen Umgangsformen mit Menschen und stattdessen in der vorgegebenen Art und Weise zu sprechen. Teilweise hatte ich sogar Schwierigkeiten die Fragestellungen wortwörtlich vorzulesen, da ich mich nicht mit ihnen identifizieren konnte. [in dieser Vorlesung waren die Fragebögen vorgegeben] So zum Beispiel bei Frage 22: „Und jetzt einmal ganz persönlich gefragt...“. Für mich klingt die Formulierung in diesem Kontext einfach furchtbar unnatürlich und läßt den Befragten vermutlich eher erschreckt denken: „Ups, was kommt

denn jetzt?“ als „Oh, da bin ich aber gespannt!“

Im Nachhinein stelle ich fest, daß ich mich dem schematischen Aufbau dieses standardisierten Interviews nur in dem Wissen anpassen konnte, daß ich nur fünf durchzuführen hatte. Längerfristig würde es mich wahrscheinlich stören zwar mit Leuten Kontakt zu haben, jedoch nicht wirklich mit ihnen in Kontakt zu treten. Mich interessierte eigentlich gar nicht bei welcher Frage sich die Leute welchem Kästchen zuordnen, ihre tatsächliche Persönlichkeit und ihre tatsächlichen Einstellungen konnte ich dadurch nicht erfassen. Auch wenn die alte Dame mit ihrer Lebensgeschichte und die überzeugte „sehr zufriedene“ Münchenerin in keinen Datensatz passen, sie haben einfach eine Spur von „Wirklichkeit“ hinterlassen.

Ernst in der Sache, frech im Stil – dafür habe ich zu meiner eigenen Überraschung regelmäßig sehr gute Noten bekommen. Für schwerfällige Versuche, im Mainstream zu bleiben, gilt eher das Gegenteil. Soziologie darf jung und wild sein. Nachvollziehbare Kritik darf geäußert werden. Selbstreflexion ist gut und explizit erwünscht – das alles war wichtig zu wissen und regelmäßig von Lehrenden und erfahreneren Wissenschaftler*innen (später auch weit außerhalb von Nordrhein-Westfalen) bestätigt zu bekommen. Das ist aber nicht der Normalfall. Ich wünsche mir ein Wissenschaftssystem, das Studierende, Promovierende, Post-Docs und Professor*innen systematisch darin bestärkt, ihre wissenschaftlichen Texte und Forschungsanträge nicht so schreiben zu müssen „wie man das halt macht“ und auch infrage stellen zu dürfen, was Begutachten lieb und teuer ist (wie z.B. standardisierte Erhebungen für Herrn Reuband oder, immer noch der Klassiker: Passivkonstruktionen). Ganz so penetrant provokant wie in meinem hier ausgesuchten Beispiel

muss es natürlich nicht sein. Irgendeine Originalität im Stil scheint mir jedoch notwendig, um in unserer mit Schrifttum überfrachteten Welt wahrhafte Aufmerksamkeit für die Sache zu generieren. Das ist ja schließlich auch das Wesen von dem public understanding of science, das die Unikate vertreten. Ohne das „public“ ist es jedoch inzwischen sogar genauso relevant. Wer wolle behaupten, wahrhaft wahrnehmen zu können, was allein in den eigenen Forschungsfeldern international veröffentlicht wird?

Begründen, warum ich nach der lobenswerten Grundausbildung in quantitativen Methoden in Düsseldorf eher „ein Quali“ geworden bin, muss ich nun nicht mehr. Fortschritt in der Soziologie baut elementar darauf, forschend fremden Menschen zu begegnen – was durch die Verbreitung von Online-Befragungen, die journaltaugliche Nutzung von bereits verfügbaren großen Datensätzen oder auch „rein“ theoretischer Forschung letztlich zunehmend in den Hintergrund tritt. Das ernste methodologische Anliegen betrifft jedoch ohnehin sowohl die quantitative als auch die qualitative Sozialforschung, ebenso wie andere Disziplinen, die wissenschaftliche Daten an, von und mit Menschen erheben oder sie auch nur als Sekundärdaten nutzen. Forschung basiert auf Vorannahmen, die wir grundsätzlich in den Prozess hineintragen, unabhängig davon, nach welchen Standards wir gelernt haben oder in welchen Rollen wir in diesem Prozess mitmachen: ob als Fragebogenkonstrukteur*in, als Interviewer*in, als Datenaufbereiter*in oder als Analyst*in zum Beispiel. Je mehr Beteiligte, desto schwieriger wird der Nachvollzug der sozialen Genese der Daten und ihrer Interpretation. In aller Regel wird ein reflexiver Anspruch auch umso stärker zurückgedrängt, je größer und anonymer der Prozess ist und je weniger Zeit zum Nachdenken und zum Korrigieren zur Verfügung steht.



Transnationale Rekrutierung von Gesundheitspersonal: Ausbeutung pur oder ein Gewinn für alle Beteiligten? Gegensätzliche Theorien und Vorstellungen prägen Wissenschaft, Politik und Praxis. Wir können uns dazu nicht nicht verhalten, aber die Entwicklung unserer eigenen Normativität im empirischen Forschungsprozess erforschen und ihre Beziehung zu anderen Normativitäten nachvollziehbar machen.

Illustration: Joan Fariás Luan

Das sei so „als wenn man einen Bus schieben will, in dem man fährt“ schrieben Peter Berger und Thomas Luckmann in „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ (1969) und waren mit diesem Bild sehr einflussreich. Man könne also nicht gleichzeitig „drin“ sein in seinem Forschungsprozess (im Bus) und „draußen“ über seinen erkenntnistheoretischen Wert reflektieren (ihn schieben). Ich glaube, dass das doch möglich ist, wenn man die komfortable Möglichkeit hat, sich selbst und die grundlegenden Vorannahmen, auf denen die Forschung aufbaut, fortwährend infrage stellen zu können. Womöglich hinkt der Vergleich einfach. Forschung ist keine Busfahrt, sondern vielleicht eher eine Form der Fortbewegung, die sowohl die Richtung, als auch das Verkehrsmittel als auch das Tempo ändern kann, wenn man immer wieder fragt, ob man auf dem Dampfer richtig ist – und trotzdem nicht anhält. Ich muss sagen, dass ich während meinem bisher größten und längsten Forschungsvorhaben, meiner Promotion zur Anerkennung ausländischer Abschlüsse, sehr viel Erfüllung daran hatte, sowohl diesen Weg mit seinen Irrungen und Wirrungen zu gehen als ihn auch so

aufzuzeichnen, dass das Erreichte für andere zu einem gewissen Grad nacherlebbar wurde (Sommer 2015).

Vorannahmen sind uns häufig gar nicht als „Vorannahmen“ bekannt, sondern gelten uns als gesichertes Wissen oder als eine neutrale Auffassung eines Gegenstands. So werden offizielle Kategorien, die in Gesetzestexten oder amtlichen Statistiken verschriftlicht sind, oft als neutral wahrgenommen und auch in sozialwissenschaftlichen Untersuchungen als Variablen genutzt. „Migrationshintergrund“, „Erwerbslose“ oder „sozialversicherungspflichtig Beschäftigte“. Im Grunde sämtliche Kategorien, mit denen in der deutschen Soziologie soziale Ungleichheiten wissenschaftlich analysiert werden, sind staatlich institutionalisierte Kategorien, die selten in ihrer Entstehungsgeschichte und ihren ungleichheitsrelevanten Konsequenzen als solche hinterfragt werden. Nicht zu unterschätzen ist dabei jedoch, dass neue Kategorien oder gesetzliche Änderungen als unzeitgemäß wahrgenommener Kategorien oft mit sozialwissenschaftlichen Untersuchungen im Zusammenhang stehen, wie z.B. in Deutschland die Einführung des Geschlechts „divers“ im Personenstandsgesetz

oder die aktuelle Diskussion um den Begriff der „Rasse“ im Grundgesetz. Nichtsdestotrotz: das aktuell geltende Recht gilt den Sozialwissenschaften in der Regel auch als selbstverständlich. Man muss sich nicht rechtfertigen, wenn man die Begriffe und Definitionen verwendet, sondern wenn man sie nicht verwendet oder infrage stellt.

Reflexion und Kritik haben den Geruch des Politischen und des Transformativen, während das Übernehmen von etablierten Diskurselementen als objektiv gilt. Dabei ist das Nicht-Infragestellen von sozialen Klassifikationen genauso politisch wie die Kritik mit dem Unterschied, dass sehr viel weniger methodische Rechtfertigung notwendig ist. In meiner Dissertation habe ich die staatliche Praxis der Bewertung ausländischer Qualifikationen und insbesondere die sogenannte „Gleichwertigkeitsprüfung“ hinterfragt. Zu Beginn (2010) verstand ich nicht, warum Deutschland nicht alle im Ausland erworbenen Qualifikationen von Migrant*innen anerkennt. Ich sah keine Gründe, das nicht zu tun, außer implizit verinnerlichter ökonomischer Ungleichheitsstrukturen, die vorreflexiv gegen gleichwertige Bildungssysteme sprachen.

Am Ende (2015) verstand ich sehr viel besser, was in der Praxis dagegen spricht und welche komplexen Auseinandersetzungen im Feld um diese Praxis bestehen. Die anfängliche Normativität hatte sich verändert, hin zu mehr Ambivalenz, Differenziertheit, Verständnis und sozialer Kritik, die bis dato in ihrer Verschränkung von Inhalt und Methode so noch nicht geäußert wurde.

„Es hat mich und mein Denken über den Gegenstand und die gewählte Methodologie sehr verändert, dass meine Interviews aus vielen in sich einzigartigen und ausnahmslos spannenden Begegnungen bestanden. Diese Feststellung hat mich, die ich zuvor von routiniert und vielfach gleichförmig handelnden Bürokratinnen ausgegangen bin, sowohl überrascht als auch irritiert. Meine Methodologie kam mir in diesem Zusammenhang immer unstimmliger vor. Erst forderte ich sie durch meine narrative Interviewkonzeption zu einem möglichst selbstläufigen Erzählen auf, damit sie ihr eigenes Relevanzsystem entfalten. Wenn sie gut kooperierten und sich öffneten, war es aber, methodisch betrachtet, nicht gut gelungen, wenn sie zu viel ins Theoretisieren kamen, weil ich mich ja gar nicht für ihr theoretisches, sondern für ihr praktisches Wissen interessierte. Sie waren dabei jedoch in dem Glauben, dass ich mich für ihr theoretisches Wissen interessierte. Vermutlich konnten sie sich auch nicht vorstellen, dass »Wissenschaft« etwas Anderes von ihnen wollen könnte. Die für mich entscheidende Dichotomie hatte ich ihnen schließlich auch nicht mitgeteilt. Und zu guter Letzt nahm ich in meinem Interpretationsprozess, auf den sie keinen Einfluss mehr hatten, das von ihnen im Interview entfaltete Relevanzsystem in viele Einzelteile auseinander, um ihnen dann wieder mein Relevanzsystem überzustülpen. Ich interessierte mich für das Bewerten und die Frage der Ausübung symbolischer Gewalt und gleichzeitig ging ich so gewaltsam

mit dem Wissen und Können anderer Leute um. Was war das für ein Paradox?“ (Sommer 2015: 116)

Aktuell arbeite ich an zwei Projekten, die eher die offensichtliche normative Ambivalenz gegenüber dem Gegenstand zum Ausgangspunkt haben. Mit Prof. Dr. Anja Weiß, Prof. Dr. Tao Liu und unserem interdisziplinären Team geht es in einem DFG-Projekt um die Glokalisierung in der Medizin auf Basis von Erhebungen an Universitätskliniken in Ankara, Beijing, Groningen und Würzburg und einem Vergleich von medizinischen Leitlinien. Die Forschungsfrage zielt darauf ab, zwischen dichotomen Vorstellungen von globaler Angleichung und lokaler Situiertheit von Medizin soziale Vermittlungskategorien zu finden. Es wird noch sehr spannend, wie sich das entwickelt und ob der beschriebene methodologische Anspruch auch in diesem sehr viel größeren Zusammenhang erkenntnisgenerierend einlösbar ist. In einem aktuell durch das UDE-Nachwuchsprogramm geförderten Pilotprojekt erforsche ich außerdem das transnationale Phänomen des „Healthcare Headhunting“, die Strukturen der Rekrutierung und Vermittlung von Ärzt*innen und Pflegekräften in andere Länder jenseits ihrer jeweiligen Ausbildungsländer. Es steht nicht Rekrutierung nach Deutschland im Vordergrund, sondern die Rekrutierungspraxis als etwas, das zwischen sehr vielen Ländern trotz national reglementierter Gesundheitsmärkte vorkommt und sich in der Regel zwischen Ländern mit Wohlstandsgefälle vollzieht. Ausgangspunkt sind ethische Konflikte um diese Praxis und das Dilemma, nicht zu wissen, was ich davon halten soll. Ich gehe davon aus, dass es ein sehr verbreitetes Dilemma ist, nicht nur unter Soziolog*innen. Für ein Recht auf Mobilität und das Streben nach einem besseren Leben zu sein und gleichzeitig für gleiche Lebenschancen sowie gleiche Gesundheitsversorgung weltweit,

verhindert eine klare normative Haltung in diesem Fall, die sich – so ist zu hoffen – durch eine theoretische und empirische Auseinandersetzung mit Rekrutierungspraktiken und Rekrutierungsdiskursen auflösen oder in einem neuen Licht sehen und darstellen lässt. Wenn ich es lediglich für „mein“ Dilemma halten würde, wäre es als Forschungsthema nicht interessant. Es macht den Reiz aus, am Ende auch anderen interessierten Menschen eine Perspektive anbieten zu können, die wir uns momentan noch gar nicht denken können. Unter reflexiven Gesichtspunkten ist Team-Forschung erhellender und vielversprechender als Einzel-forschung, sodass Ilana Nussbaum Bitran und ich inzwischen gemeinsam an einem Antrag zu diesem Thema arbeiten.

Auch die soziologisch im Forschungsvorhaben entwickelte Perspektive bleibt letzten Endes eine Perspektive und damit unvollständig, sozial und historisch kontextuiert und schließlich „normativ“. Oder wie Boike Rehbein (2013) für mich sehr prägend schrieb: „Wahrheit muss ‚die Zeit in Gedanken gefasst‘ sein und damit das aus einer klar zu bestimmenden Perspektive Gesehene in eine Konfiguration bringen, die für andere Perspektiven anschlussfähig ist, ihren eigenen sozialen Standpunkt reflektiert und dessen Grundlagen empirisch kritisiert.“ (ebd., 123) Der Wert einer solchen Perspektive besteht darin, dass ihre Normativität nicht die spontane Normativität ist, die uns im Alltag begleitet oder auch ein Forschungsthema entdecken lässt. Vielmehr ist es eine entwickelte und durch Gespräch, Austausch, Literatur so gut wie möglich in Relation zu anderen Normativitäten gesetzte und für andere Normativitäten nachvollziehbar gemachte. „Ergebnisse“ sind nur der Anfang für weiteren Diskurs und weitere Überarbeitungen der eigenen Perspektive, nicht nur in Relation zu Kolleg*innen, sondern letztlich mit allen, die zu dem jeweiligen Gegenstand ins Gespräch kommen

wollen. Sich selbst während der Forschung immer wieder infrage zu stellen braucht Sicherheit und kostet Zeit und Geld. Es sollte nicht nur vereinzelt denen möglich sein, die solche Ressourcen aus irgendeinem Grund (zeitweise mal) haben und es intrinsisch tun, sondern gerade auch dem „Nachwuchs“ systematisch und dauerhaft ermöglicht werden. Unser globales soziales Zusammenleben sollte uns jedenfalls jegliche Investitionen in die Etablierung einer reflexiven Soziologie wert sein.

Summary

This article presents an understanding of “young and wild” science, which is the topic of this issue - with particular reference to the author’s discipline, sociology. It unfolds a vision of reflexive sociological practice that does not seek to control or eliminate the human, the social and the political element in the production of scientific results. Instead it aims to include its own social conditions of production as a valuable and enlightening resource. The social construction of any apparently objective data is discussed while it is also stressed that this is not simply meant to be a plea for a normative science such as feminist and postcolonial theories. Following the methodological legacy of Pierre Bourdieu, it is argued that objectivism and subjectivism are interconnected by social relations which need to be uncovered and theorized. The method offered by Bourdieu is the double break with apparently self-evident knowledge, common sense and one’s own preunderstandings. In line with this, the author argues for the reflection of one’s own participation in the interactive production of scientific data within structures of inequality and power relations. The benefit of this approach is the production of new perspectives that others can trace and witness, even

while these perspectives are still incomplete and may continue to be corrected. While it is acknowledged that normativity is always constitutive for research, it is not about reproducing the normativity that is often inherent in the discovery of a research topic. The vision includes a more reflected, contextualized and sociologically developed normativity by having one’s assumptions reflected by various divergent assumptions. The author draws on examples from her current and recent research and includes a survey report from the beginning of her studies about 20 years ago (when she was also biographically young and wild).

Literatur

- Berger, Peter & Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit: eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt am Main 1969
- Bourdieu, Pierre, & Wacquant, Loic: Reflexive Anthropologie, Frankfurt am Main 1996
- Knorr-Cetina, Karin: Die Fabrikation von Erkenntnis: zur Anthropologie der Naturwissenschaft, Frankfurt am Main 1984
- Rehbein, Boike: Kaleidoskopische Dialektik: kritische Theorie nach dem Aufstieg des globalen Südens, Konstanz 2013
- Reichertz, Jo: Die Bedeutung der Subjektivität in der Forschung, in Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 16(3), Art. 33, 2015, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1503339>
- Sommer, Ilka: Die Gewalt des kollektiven Besserwissens: Kämpfe um die Anerkennung ausländischer Berufsqualifikationen in Deutschland, Bielefeld 2015

Die Autorin

Ilka Sommer begann ihr Studium der Sozialwissenschaften und Geschichte 1998 an der damaligen Gerhard-Mercator-Universität Duisburg und wechselte 1999 in den neu eingerichteten Bachelorstudiengang Sozialwissenschaften an der Universität Düsseldorf. Ihren Master of Social Science absolvierte sie im sogenannten Global Studies Programme, einer Kooperation von Universitäten in Freiburg, Durban und Neu Delhi. Nach Stationen in der angewandten Forschung bei der Prognos AG in Basel und in Berlin promovierte sie von 2010 bis 2015 an der Humboldt-Universi-

tät zu Berlin bei Prof. Boike Rehbein im Fach Soziologie. Ihre Promotion war 2016 für den Deutschen Studienpreis nominiert und wurde 2017 mit dem Augsburger Wissenschaftspreis für interkulturelle Studien ausgezeichnet. Ilka Sommer war am Deutschen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung in Hannover tätig, bevor sie 2018 als Post-Doc in die Lehr- und Forschungseinheit Makrosoziologie und Transnationale Prozesse von Prof. Anja Weiß am Institut für Soziologie der Universität Duisburg-Essen kam. Aktuell co-leitet sie das DFG-Projekt „Travelling Knowledge – The Globalization of Medical Knowledge and Practice“ mit Prof. Anja Weiß und Prof. Tao Liu. Ihr Projekt “Healthcare Headhunters” wird mit der Zielsetzung eines eigenständigen DFG-Projekts in diesem Jahr durch das UDE-Nachwuchsprogramm gefördert.